Eine Abendunterhaltung in Fez.

Wieder sind die Augen der zivilisirten Welt auf Fez, die in den letzten Jahren so berühmt gewordene Hauptstadt Marokkos, gerichtet. Wer nie in Fez geweilt hat, wird mit der Sultanstadt in Marokko die Vorstellung von einer ärmlichen und völlig kulturlosen Anhäufung von Hütten und weißen Häusern verbinden, und in der That empfängt der Reisende beim Betreten von Fez den Eindruck von Noth, Armuth und Schmutz. Nur wenigen ist es vergönnt, wirklich einen Einblick in die Lebensweise der vornehmen Marokkaner zu thun, und nur wenige ahnen, daß hinter den unscheinbaren Mauern und Wänden sich die prachtvollen Reste einer raffinirten orientalischen Kunst und Kultur verbergen, inmitten derer die Vornehmen des Landes ihr Leben genießen. Im „Temps" schildert ein französischer Beobachter eine Abendunterhaltung in dem Hause eines reichen Bürgers von Fez und giebt ein anschauliches Bild von dem unvermittelten, fast unheimlichen Kontrast, den der Europäer erlebt, wenn er aus dem schmutzigen, engen Gäßchen plötzlich in das Innere eines vornehmen marokkanischen Hauses tritt. Die Sonne sinkt im Westen, der Abend kommt, und von den Minarets der Moscheen tönt weithin hallend der Ruf des Muezzins, der sein „Allah akba!" (Gott ist groß) gegen alle vier Himmelsrichtungen erklingen läßt. Die Stunde des Gebets ist gekommen, und in der ganzen Stadt beginnt plötzlich ein dumpfes Murmeln und Summen: die Gläubigen verrichten ihre Andacht.

Wir sind bei unserem Gastgeber eingetroffen, schwingen uns aus dem Sattel und betreten die Gärten. Wenn man aus den schmalen, staubigen Gassen, die zwischen halbverfallenen Häusern dahinführen, in so einen marokkanischen Garten tritt, bleibt man unwillkürlich stehen vor der Pracht, dem Luxus und dem Raffinement, das einem hier entgegen leuchtet, nur durch eine dünne Lehmwand von der Armuth und der Unkultur getrennt. Man wird plötzlich in eine Art Alhambra versetzt, wo alle Wunder und Feinheiten maurischer Kunst und maurischer Civilisation sich aufthun. Drei Gärten reihen sich in terrassenförmiger Anlage aneinander, in jedem von ihnen steht ein zierlicher Kiosk, der mit raffinirtem Formensinn in all seiner Zierlichkeit der Umgebung und der Vegetation angepaßt ist. In zahllosen kleinen Bächen rauscht und murmelt das Wasser, der schwere, schwüle Duft üppiger Orangeblüthen zieht durch die Luft, an den Seiten blühen Aprikosen, Pfirsiche, Rosen und Jasmin. Langsam schreitet man durch diesen Märchengarten, über Treppen und Treppchen zu dem eigentlichen Hause, und betritt den großen, viereckigen Hof, um den sich das maurische Heim gruppirt. An der einen Seite plätschert ein kunstvoller Springbrunnen, zehn kleine, malerisch verschlungene Kanäle leiten das Wasser zu einem Bassin; überall sind die Mauern von schlechthin prachtvollen Mosaiken bedeckt, deren bunter Wiederschein im Wasser sich spiegelt und hundertfach zu vervielfältigen scheint. Der Boden des Hofes ist mit großen, leuchtenden Marmorplatten ausgelegt, um deren Ränder sich als pikante Farbenguirlanden kapriziöse Mosaikarbeiten schmiegen, überall wirbeln, drehen und leuchten farbenfrohe Ornamente, und an den Wänden kehren jene seltsamen Stuckverzierungen wieder, wie die Alhambra sie zeigt. Auge und Ohr werden durch rastlos wechselndes Formenspiel berauscht, der Lärm des Alltags scheint wie durch ein Wunder von dieser Stätte verbannt, die milde, kühlende Abendluft und das sinnende Rauschen der kleinen Gewässer laden zur Ruhe. In den Räumen der gleiche raffinirte Luxus. Der Plafond der Gemächer ist mit zierlichen Holzschnitzereien bedeckt, von denen wunderliche Malereien sich abheben; die Villen der römischen Lebenskünstler können diese köstlichen Früchte der jahrtausendalten maurischen Kultur nicht übertroffen haben. Und in dieser Umgebung sieht man die vornehmen Marokkaner, feine, stille Leute, die im Laufe der Jahrhunderte gelernt haben, die schwindende materielle Kraft durch Wunder der Geschicklichkeit, der Schlauheit und des Raffinements zu ersetzen. Welche Diplomatie mag nicht dazu gehören, solche Kunstschätze und eine solche Lebensführung gegen die Eifersucht eines Herrschers oder die Habgier seiner Unterthanen zu vertheidigen.

Inzwischen hat das Mahl begonnen, wundervoll gewachsene, schlanke junge Negerinnen, die wie Bildwerke aus Ebenholz anmuthen, kommen lautlos und verschwinden, wir sitzen auf seidenen Kissen um einen flachen, ganz niedrigen Tisch und tauchen unsere Hände in die feinciselirten alten Bronzegefäße mit parfümirtem Wasser, die zu Beginn des Mahles jedem Gaste gereicht werden. Da einige Europäer anwesend sind, sind Messer und Gabeln auf dem Tische erschienen, aber die Mehrzahl der Anwesenden zerlegt die endlosen Reihen von Fleischgerichten geschickt mit den Fingern, die Tauben wie die Hühner, das Hammelfleisch wie den Braten. Die Zahl der Gerichte, Braten und Ragouts nimmt kein Ende, wundervolle Früchte, süße schwere Konfitüren und exotische Leckerbissen schließen sich an. Und dann, wenn das Mahl beendet ist, kommen die Sänger und Tänzerinnen. Durch die Stille wirbeln plötzlich die Schläge des Tamburins, und eine bronzefarbene marokkanische Sängerin mit wundervoll metallischer Stimme beginnt eine alte schwermüthige Romanze zu singen, die an die Volksweisen Andalusiens gemahnt. Eine düstere Schwermuth, ein leidvoller Weltschmerz durchzieht diese alten Dichtungen, und sinnend lauscht man den Klängen, die von dem Werden, Blühen und unaufhaltsamen Welken einer kostbaren alten Kultur Trauriges und Ergreifendes erzählen.

Der Feuersee auf Hawaii.

Den einzigen Lavasee auf der Welt außer dem fast erloschenen Kilianca in Hawaii schildert Dr. Kurt Weaener in einem Artikel der „Umschau", in dem er auf Grund eigener Anschauung den Vulkan Matawanu, der im August 1905 am Nordostabhang der Samoa-Insel Sawaii neu entstanden ist, ausführlich beschreibt. Die Insel stellt einen einzigen großen Vulkan dar, auf dessen mächtigen Lavaschild sich allenthalben kleine Kraterkuppen, die Durchbruchsstellen der Lava, von 50—100, höchstens 30—400 Meter Höhe und 500 bis 1000 Meter Durchmesser aufsetzen. Bei der Bildung des neuen Vulkans, bei der einer der schönsten Distrikte der Insel betroffen wurde, wurden aus der neuen Ausbruchsstelle Anfangs Steine und Lavabrocken in die Höhe geschleudert; dann floß zähe Lava in größeren Mengen aus, wobei sich Dämpfe entwickelten. 1906 kam ein schmaler Strom bis gerade an die Küste, 1907 und 1908 erfolgte dann eine große Lavaaufschichtung, die etwa 30 Quadratkilometer Land unter einer 5—10 Meter dicken Steinkruste begrub. Jetzt fließt die Lava in einen dünnen Bach, aber mit einer Geschwindigkeit von etwa 4 Metern in der Sekunde, in den See. Das war erst möglich, nachdem sich aus dem Krater ein Lavasee gebildet hatte, in dem die gashaltigen flüssigen Gesteine beim Aufsteigen und bei der Abkühlung sich stärker ausdehnen als die gasarmen und daher in die Höhe schnellen. So springen aus dem feurigen See überall und fortwährend Fontänen von Lava, in denen die Gase der Lava ausgeschieden werden und die rasch hin und her wandern.

Das Bild des rothleuchtenden Sees, der etwa 100 Meter unter dem oberen Rande liegt und 50 Meter breit und 20 Meter lang ist, macht einen überwältigenden Eindruck, besonders zur Nachtzeit. Die roth und weiß glühenden Massen schwimmen hin und her und klatschen aufspritzend gegen die Wände des Kraters, während man zahlreiche, 5—10 Meter hohe Fontänen aus dem See aufspringen sieht. Unter dem sinnverwirrenden Eindruck der Erscheinungen sind die Schätzungen der Ausmaße des Kraters sehr verschieden. Die Angaben über die Tiefe des Sees unter dem oberen Kraterrand schwanken so zwischen 50 und 200 Meter. Auch die Stellen, wo die Lava in die See eintritt und abfließt, sind nicht mit völliger Sicherheit zu erkennen. Nach dem Verlassen des Sees fließt die Lava als unterirdischer Bach den Berg hinab, wobei ihr Weg durch einzelne Dampfstellen bezeichnet wird, und ergießt sich dann an der Steilküste unter mächtiger Dampfentwicklung in die See. Wenn sich der enge Kanal verstopft hat, sucht sich der Bach rasch ein neues Bett in den zahlreichen Spalten und Hohlräumen des Lavafeldes. So wird allmählig der rissige Lavastrom, der einem Gletscher ähnlich sieht, in eine dichte Gesteinsmasse verwandelt. Der Ausfluß der Lava in die See erfolgt an wechselnden Stellen; nur zwei Hauptsträhne haben sich dabei als ziemlich beständig erwiesen, und bei dem einen tritt die Lava unter mächtigen Explosionserscheinungen unterseeisch auf. Dr. Wegener hat von einem Boot aus Messungen der Wassertemperatur bei den Ausflußstellen vorgenommen und fand bei etwa 100 Meter Entfernung 50 Grad Celsius, während er vor sich Siedebewegungen sah.

Hundehändler: „Und dann — wie gesagt, prügeln dürfen Sie den Hund nie — Sie müssen ihm auf andere Weise merken lassen, daß Sie der Stärkere sind."

Die Ausstellung in Turin.

Die Turiner sind selbstverständlich ganz andere Menschen als die Römer und diese hatten zur Zeit ihrer Weltherrschaft ganz recht, wenn sie den Landstrich zwischen Alpen und Appennin nicht zu Italien, sondern zu Gallien rechneten. Dahin gehören die Lombarden und Piemontesen auch heute noch, und es ist vielleicht schade, daß Napoleon III. sich damals mit Nizza und Savoyen begnügt und nicht noch wenigstens Piemont dazu verlangt hat. Die Piemontesen sind doch weiter nichts als eine Vorstadt von Paris. Und für das ganze Deutschland oder vielmehr für die deutschen Lande wäre die Annexion von Piemont sehr wahrscheinlich vortheilhaft gewesen. Jetzt tragen alle Norditaliener ihre französischen Sympathien offen zur Schau und verstecken ihre deutschen Antipathien nur sehr schlecht; hätte man sie aber vor fünfzig Jahren zu Franzosen gemacht, so wäre wohl das entgegengesetzte Resultat erreicht worden. Diese Antipathie ist ja freilich speziell gegen Oesterreich gerichtet, und sicherlich hat sie ihre guten Gründe, denn die Oesterreicher haben in der Lombardei und in Venetien arg gehaust. Indessen, was vor zwei oder drei Generationen geschehen ist, könnte schließlich vergessen sein, und am Ende können die heutigen Bewohner der habsburgischen Monarchien nichts dafür, was zur Zeit ihrer Großväter geschehen ist. Die Abneigung geht aber nicht sowohl gegen die habsburgische Monarchie als ganz ausgesprochen gegen die Deutschösterreicher. Die anderen, die Ungaren und Tschechen besonders, machen in Italien wie in Frankreich und Rußland ihre eigene äußere Politik und verstehen es sehr gut, alles Odium auf die bösen Deutschen abzuwälzen. Wir Deutsche halten es für selbstverständlich, daß bei der grausamen Unterdrückung der verschiedenen revolutionären Erhebungen in der Lombardei die Tschechen, Kroaten u. s. w. in österreichischer Uniform sich mindestens ebenso eifrig betheiligt haben als ihre deutschen Kameraden; den Italienern aber haben die nichtdeutschen Oesterreicher die Ueberzeuaung beigebracht, daß alles Böse von Deutschen ausgedacht und ausgeführt worden ist. Und so würde man beim Lesen der norditalienischen Zeitungen oder sonst bei der Beobachtung der öffentlichen Meinung niemals von selbst auf den Gedanken kommen, sich hier in einem Lande zu befinden, das mit Oesterreich und dem Deutschen Reiche in engem Bunde steht.

Diese Gedanken, die eigentlich nichts mit der Turiner Ausstellung zu thun haben drängen sich dem Besucher auf, sobald er aus dem Bahnhof tritt und den reichen Fahnenschmuck der Häuser durchmustert. Von hundert ausländischen Fahnen sind achtzig oder neunzig französisch und eine deutsch. Sonst sind alle Staaten vertreten, sogar Japan, China, Mexiko und Brasilien, nur einer fehlt ganz und gar: das verbündete Oesterreich!

Unter diesen Umständen habe ich mich beinahe gefreut zu entdecken, daß der auf dem offiziellen Plane der Ausstellung verzeichnete österreichische Pavillon in Wirklichkeit garnicht existirt, denn man soll den Leuten, die uns nicht mögen, nicht nachlaufen: Dadurch werden diese doch nur übermüthiger. Oesterreich hat ja seine guten Gründe, bei dieser Gelegenheit nicht mitzuthun, und es ist schon alles Mögliche an Geduld und Nachgiebigkeit, daß es in Rom erschienen ist und obendrein seinen Gesandtschaftspalast den schönen alten Palazzo Venezia hat halb niederreißen lassen, um Platz für das Denkmal Viktor Emanuels zu schaffen. Denn man mag sich stellen, wie man will: Italien ist auf Kosten Oesterreichs geeinigt worden, so gut wie Deutschland auf Kosten Frankreichs. Wenn das Deutsche Reich in zehn Jahren das halbe Jahrhundert seiner Einigung feiert, wird sich kein Mensch wundern, wenn Frankreich da nicht mithut, und was man von Frankreich nicht verlangt, soll man auch von Oesterreich nicht verlangen.

An Stelle Oesterreichs ist natürlich Ungarn erschienen und hat die gute Gelegenheit benutzt, um den Italienern und der übrigen Welt wieder einmal zu zeigen, daß es mit Oesterreicht nichts gemein hat und für die österreichischen Schandthaten in Italien nicht verantwortlich gehalten werden kann. Die Madscharen, die ich in dem ungarischen Baue arbeiten sah und nach dem Verbleib des auf dem papierenen Plane stehenden österreichischen Baues fragte, sprechen übrigens deutsch miteinander und hätten vielleicht französisch geantwortet, wenn ich sie auf madscharisch hätte anreden können.

Die Ausstellung in Turin ist, rein als Ausstellung betrachtet, bei weitem besser geplant und ausgeführt als die römische. Dafür zeichnet sich die letztere durch mehrere sehr gute Gedanken aus, die nur leider sehr unvollkommen durchgeführt worden sind. Der Gedanke zum Beispiel, Andenken und Erinnerungen an die berühmten Ausländer, die in Rom gelebt haben, auszustellen, war sehr glücklich; und die Idee, die sämmtlichen einstigen Provinzen des alten römischen Weltreiches mit ihren römischen Denkmälern nach Rom einzuladen, war großartig. Beide Ideen sind höchst mangelhaft ausgeführt worden. Die dritte schöne Idee, daß alle Landschaften des heutigen Italiens Nachbildungen ihrer schönsten Bau- und Kunstwerke nach Rom schicken sollen, wird in einigen Wochen oder Monaten glänzend verwirklicht sein, und andere europäische Nationen, die an Ausstellungen denken, mögen sich dieser Idee erinnern. In Deutschland, Frankreich, England könnten die einzelnen Landschaften ebenso Interessantes und Schönes bringen wie in Italien. Die Idee selbst aber ist nicht neu: sie wurde schon in Chicago und in St. Louis ausgeführt, wo aber die einzelnen Staaten der Union selbstverständlich bei weitem nicht so eigenartig und charakteristisch erscheinen konnten, wie es den alten europäischen Kulturländern möglich ist. Denn außer den wenigen alten spanischen, französischen und englischen Kolonien, die auf die Architektur ihrer Mutterländer zurückgreifen konnten, besitzt kein Staat der amerikanischen Union eine eigenartige Kunst oder eine charakteristische Architektur.

Die Turiner-Ausstellung ist etwas ganz ähnliches wie die französischen Theater, Cafés, Restaurante u. s. w. in der Provinz. Das heißt, sie ist ganz genau nach Pariser Vorbildern gemacht, und abgesehen davon, daß die letzte Pariser-Weltausstellung 20 oder 40mal größer, reicher und prächtiger war, kann man die Turiner recht wohl mit ihr vergleichen. Es weht hier viel mehr als in Rom die wahre Ausstellungsluft, obschon man eine Weltausstellung, die wie in Turin um sieben Uhr Abends geschlossen wird, nicht gut für voll ansehen kann. Jedenfalls aber ist die ganze Anlage eine Miniaturausgabe der Pariser Ausstellung von 1900. Die Römer haben das viel schlechter gemacht, indem sie ihre beiden Ausstellungsplätze — denn von den Thermen des Diokletian und von der Engelsburg kann man hier wohl absehen — in wüste, baum- und wasserlose Einöden verlegten. Sogar die Ausstellung am Piazza d'Armi dreht dem vorüberfließenden Tiber resolut den Rücken und kehrt die Stirnseiten ihrer Gebäude dem Lande zu. Und doch hatten die Pariser vor elf Jahren gezeigt, wie schön und reizend man einen Fluß als lebendige Hauptader einer Ausstellung benutzen kann, indem man die Fassaden der Bauten von beiden Seiten darin spiegeln läßt. In Rom wäre das sehr gut möglich gewesen, und in Turin hat man mit dem Po das gleiche erreicht, was damals so geschickt mit der Seine gemacht wurde. Obendrein liegt der Haupttheil der Turiner-Ausstellung in einem schönen schattigen Park mit guten festen Wegen, die sogar dem stärksten Platzregen standhalten. Bei einem solchen Ungewitter, wie ich es in Turin erlebt habe, wäre man in römischen Ausstellungsgelände bis an die Knie, wenn nicht bis an den Hals im Schlamm versunken. Daß die Dächer auch in Turin die Sündfluth nicht aushielten, sondern in großen und kleinen Wasserfällen und Schauergüssen den Regen durchließen auf die Maschinen und Fabrikate, darf man von Ausstellungsdächern nicht besser erwarten; eher muß man sich wundern, daß die Mauern aus Gips und Pappe nicht ganz weggeschwammen.

Dieser gewaltige Regen ist übrigens schuld, daß ich nicht die sämmtlichen Gebäude besuchen konnte, — der Regen und dann die selbstverständliche Thatsache, daß ein Theil der Gebäude überhaupt noch nicht vollendet und eingerichtet ist. Wie das nun schon lange üblich ist und besonders in Italien nicht anders sein kann, streiten sich auch in Turin Frankreich und Deutschland um den Vorrang. Frankreich hat große Anstrengungen gemacht: es hat nicht nur einen eigenen großen Pavillon und stellt in den gemeinsamen Palästen aus, sondern außerdem haben die französischen Kolonien ihr eigenes Gebäude, und eine ganze Anzahl französischer Industrieller haben sich ihre Extrawürstchen gebraten. Das Deutsche Reich bedeckt mit seinem Pavillon ungefähr den gleichen Raum wie Frankreich mit dem seinen, und hat im Maschinenpalaste wohl reicher und besser ausgestellt als jenes. In dem deutschen Pavillon ist die Marine Trumpf; im Hauptsaal steht die vergoldete Kolossalfigur des Kaisers in Admiralsuniform, eine oben umlaufende Inschrift meldet, daß die Schifffahrt nöthiger sei als das Leben, ringsum stehen die sehr hübschen silbernen Schiffsmodelle, die dem Kaiser zur silbernen Hochzeit geschenkt worden sind, und weiterhin reihen sich in unendlicher Zahl die Modelle so ziemlich aller großen Dampfer an, die unter deutscher Flagge die Meere befahren. Unter diesen Umständen ist es nur natürlich, daß die Deutschen die Sündfluth besser überstanden als ihre französischen Konkurrenten; diese mußten wegen der eingedrungenen Ueberschwemmung ihr Haus schließen und haben wohl ein paar Tage zu thun gehabt, ehe alles wieder in Ordnung war. Dem ungarischen Pavillon ging es nicht besser, und der große Bau der Vereinigten Staaten war überhaupt noch nicht fertig.

Wie in Rom, wo Serbien mit einem eigenen Palast aufgetreten ist, wundert man sich auch in Turin über die verschiedenen Grade von Ausstellungslust bei den verschiedenen Nationen. Im allgemeinen konstatirt man, daß neben den Großmächten nur die kleinen Gernegroße viel Lärm machen. Diejenigen kleinen Nationen, in denen wirklich solide Tüchtigkeit steckt, lassen sich auf den Reklamewitz des besonderen Pavillons nicht ein, stehen aber ihren Mann in den gemeinsamen Gebäuden. So macht zum Beispiel die Schweiz sowohl in Rom als auch in Turin einen ganz vortrefflichen und sympathischen Eindruck; hier wie dort hat sie auf ein besonderes Gebäude verzichtet, das sie sich doch so gut wie Belgien, Ungarn und Brasilien hätte leisten können, um von Serbien, Persien und Neu-Seeland ganz zu schweigen, die alle in Turin ihren eigenen Palast haben. Freilich sind diese Leute auf den Sonderbau angewiesen, denn in den gemeinschaftlichen Räumen, wo zum Beispiel alle Nationen ihre Maschinen, ihre Gewebe, ihre Stahlwaaren zeigen, würde man von ihnen nichts merken. Sie wollen aber gesehen werden und müssen darum ein möglichst absonderliches und auffallendes eignes Gebäude errichten.

Die Zusammenstellung der in Turin vertretenen fremden Nationen ist vielleicht noch sonderbarer als in Rom. Skandinavien, Oesterreich, Spanien, der ganze Balkan außer Serbien und die meisten überseeischen Länder sind nicht vertreten, und wirklich gut und einigermaßen stark sind nur Frankreich, Deutschland und Großbritannien erschienen! Italien selbst zeigt uns in Turin, was wir freilich vorher schon wußten: das eigentliche Italien, also das Land südlich vom Apennin, existirt nicht in Handel und Industrie, von Genua abgesehen, das ja auch mehr zur Gallia cisalpina als zur Halbinsel gehört. Piemont mit Turin, die Lombardei mit Mailand und Ligurien mit Genua repräsentiren die gesammte italienische Industrie, Venetien und die Emilia geben sich Mühe nachzukommen, Toskana macht hier und da auch Miene, als ob es Schritt halten möchte, weiter südlich lebt man vom Fette des Landes. Die ganze Ausstellung in Turin wird von der Gallia cisalpina gemacht, und neun Zehntel aller ausgestellten italienischen Erzeugnisse stammen aus Piemont oder aus der Lombardei. Sehr großartig nehmen sich die italienischen Maschinen und Fabrikate gerade nicht aus neben den aus England, Deutschland, der Schweiz, Belgien und Frankreich gekommenen. Sie zeigen aber jedenfalls, daß in Norditalien fleißig gearbeitet wird, und daß die Lombarden und Piemontesen durchaus moderne Menschen sind, die an der Jagd nach dem Dollar eifrig Antheil nehmen, während ihre sogenannten Landsleute im Süden heute noch mehr Spaß an der Sonne haben als an einem Bankkonto. Welcher recht hat, weiß ich nicht, und vermuthlich muß ein ordentlicher Mensch beides haben, um vergnügt leben zu können: die Sonne und das Geld.

Karl Eugen Schmidt.

Der Roosevelt-Damm.

Der vor kurzem seiner Bestimmung übergebene und schon vor seiner Fertigstellung berühmt gewordene „Roosevelt-Damm" dient dazu, ein unfruchtbares Land von mehreren Millionen Morgen zu erschließen.

Es handelt sich um die Bewässerung des Salzflußthales in Arizona, die jedoch nicht aus unmittelbarer oder nächster Nähe erfolgt, sondern die Anlagen befinden sich ca. 100 Kilometer von dem zu bewässernden Gebiete entfernt.

Hier haben wiederum amerikanische Ingenieure ein Riesenwerk in kurzer Zeit geschaffen. Ende 1906 wurde der erste Stein gelegt und Anfang Februar dieses Jahres war das gesammte Werk vollendet. In dem unwegsamsten Theil des Staates, zwischen senkrecht abfallenden Abgründen von Hunderten von Metern ist der Riesenstaudamm entstanden, der das Wasser-Reservoir abschließt. Die Grund- und Bodenverhältnisse waren die denkbar ungünstigsten. Allein bei der Anwerbung von Arbeitern stieß der Unternehmer auf ungeheure Schwierigkeiten; denn die Arbeit in dem heißen trockenen Klima war schwer. Die Bezahlung war zwar gut, für europäische Verhältnisse vielleicht vorzüglich, doch erst nachdem dazu übergegangen war, schwarze Arbeiter aus dem Westen Amerikas anzuwerben, und zwar zu demselben Lohn, welchen die weißen Arbeiter erhielten, machte die Arbeit wirkliche Fortschritte.

Der größte Theil der Materialien mußte an Ort und Stelle gewonnen werden, da zum Heranschaffen keine Wege existirten.

So wurde das Material für den Zement in der Nähe des Dammes gefunden, während die Bausteine für den Damm zu gleicher Zeit aus dem Einschnitt genommen wurden, welcher gemacht werden mußte, um den Damm zu bauen. Der Sandstein war von vorzüglicher Qualität. In dem etwa 45 Kilometer entfernten Forst wurden wei Sägemühlen errichtet, um Bretter, Balken und dergleichen zu schneiden. Für die Nahrung der Arbeiter sorgten zwei Farmer, mit denen man einen Kontrakt abgeschlossen hatte. Auch für die Betriebskraft, schließlich dem wichtigsten Theil, wurde in sinnreicher Weise Fürsorge getroffen, indem 29 Kilometer oberhalb des großen Dammes ein anderer aus Beton quer über den Fluß gebaut wurde. Dann wurde ein Theil des Wassers durch einen viele Kilometer langen Damm bis zu einem bestimmten Punkt an der Roosevelt-Seite geführt, wo es aus einer Höhe von 6½ Meter auf Wasserturbinen stürzte und so eine Kraft von 4000 Pferdekräften erzeugte, welche zum Antrieb der verschiedenen Kraft- und Lichtmaschinen benutzt wurde.

Der Damm ist an seinem untersten Theil ca. 50 Meter dick, während sich auf seinem oberen Rande eine ca. 5 Meter breite und 325 Meter lange Fahrstraße befindet. Die Gesammthöhe des Dammes beträgt ca. 85 Meter. Der an seinen Auslaufspunkten durch Strebepfeiler gestützte Damm hat die Form eines Viertelkreises. In dem Damm sind drei Oeffnungen mit sechs unabhängig voneinander arbeitenden massiven Thoren.

Unterhalb des Dammes befindet sich die Kraftstation, welche mit Turbinen von 100 Kilowatt in Verbindung steht. Unterhalb dieser Kraftstation befindet sich das Transformatoren-Haus, wo der Strom auf 45,000 Volt transformirt wird. Mittels einer sechsdrähtigen Leitung wird er durch die Berge und Wüste nach den umliegenden Ortschaften geleitet, um diese mit Licht und Kraft zu versorgen.

Die Schnecke.
(Eine Fabel.)

Eine Schnecke, die an einem Bahndamm wohnte, ärgerte sich alle Tage über einen Schnellzug, der vorbeisauste und sie durch sein ungeschlachtes Benehmen in ihrem behaglichen Geschäfte störte.

„Das will ich ihm austreiben!" sagte die Schnecke zu sich selbst, stellte sich zwischen den Geleisen auf und streckte drohend ihre Fühler aus, als sie den Zug in der Ferne auftauchen sah.

„Niederstoßen werd' ich ihn!" sagte sie voll grimmen Muthes.

Der Zug kam heran und brauste über die Feindin hinweg.

Die Schnecke drehte sich um und sah dem Davoneilenden nach.

„Er hält nicht stand", sagte sie verächtlich, „er ist ein Feigling."

Der Erfinder.

Er setzte sich mit einem Großindustriellen in Verbindung und erzählte ihm von einem unverbrennlichen Stoffe, den er erfunden habe: „Also ich sage Ihnen, gegen meine Substanz ist Asbest der reine Phosphor. Meine Substanz brennt noch nicht einmal bei zehntausend Grad Hitze. Sie können sich denken, was das für die Industrie für eine Bedeutung hat."

„Sagen Sie mal, haben Sie denn Ihren Stoff schon dem Patentamt vorgelegt?"

„Selbstverständlich."

„Und wie hat sich das Patentamt geäußert?"

„Da hätten Sie dabei sein sollen: wie ich bloß meinen Stoff hereingebracht habe, ist gleich alles Feuer und Flamme gewesen!"

„Mutter, der Herr Doktor hat mich zu einer Autfahrt eingeladen!"
„Möge, liebes Kind, diese Autfahrt auch eine Br—autfahrt für die werden."

Feldwebel: Huber, was verstehen Sie also unter theoretischem Unterricht?
Huber: Ein Unterricht, welcher nicht praktisch ist!